

SIEGERBLATT



Nr. 52

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1911

Weihnachtsbilder von der Landstraße.

Aufzeichnungen von Paula Lohle.

Die Flocken stäubten um den Schreitenden. Der eisige Wind hatte sie zu einem feinen, eisharten Pulver zerrieben, daß beim Niedersinken die Hand schnürzte wie ein Heer ungezählter, haarscharfer Madeln. Rot lugte das Gesicht des Alten zwischen dem hochgeschlagenen Rockkragen und der tief über Stirn und Schläfen gezogenen Mütze hervor. In seinem dichten Schnurrbart lag der Schnee getürmt zu dichten Wällen; auch die struppigen Augenbrauen waren weiß bedeckt. Schnaufend quirlte ihm der Atem in zwei milchigen Dampfsäulen aus der Nase. Die Hände hatte er in den Hosentaschen vergraben. Die rissigen Stiefel mahnten taftähnlich den Schnee unter seinen Füßen. Die Augen lagen ihm tiefs in den Höhlen und hatten einen erloschenen Glanz.

So zog er dahin in einem torfkluden Gange, von dem man nicht wußte, ob er von Trunkenheit oder von Entkräftigung herührte. Weiß zog sich der Weg durch verschneite Felder. Telegraphenstangen markierten ihn. Ganz hinten hob eine Waldmauer ihren dunklen Strich. Nirgends ein Hansdach, ein Kirchturm. Eine kalte Trostlosigkeit wirbelte Schneemassen um Schneemassen auf das winterliche Leichentuch.

Nun muß er schon wochenlang die Landstraße. Zum Herbst hatte ihm der Brotherr den Kaufpaß gegeben. Er wäre zu alt und könne seine Arbeit nicht mehr in zufriedenstellender Weise verrichten.

Und zu alt war er überall, wo er um Arbeit an eine Tür pochte.

Erst wollte er es gar nicht glauben. Ein großes Bangen um die Zukunft war in ihm hochgequollen. Dann aber war eine lärmende Gleichgültigkeit über ihn gekommen. Er nahm das Bettelbrot, das man ihm bot, mit zitternden Fingern und stummen Lippen. Automatisch schoben sich seine Beine weiter von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Nicht jede Nacht brachte ihm eine Lagerstatt in warmem Stallbau. Dann flatterte er nach eingebrochener Dunkelheit in den ersten besten Schuppen am

Wege, der ihm wenigstens einige Stunden Nebel und Sturm, Regen und Schnee notdürftig vom Leibe hielt.

Auch die Gendarmen hatten ihn ein paar mal in den Fingern gehabt. Mit Knüppeln und Püffeln trieben sie ihn zum Arrestlokal. Aber seine Papiere waren stets in Ordnung gewesen. So kam er mit einem Topf warmer Suppe, einem tüchtigen Stück Großbrot und einer Verwarnung immer davon. Nun aber hatte er genug von diesem Hundeleben. Lieber etwas

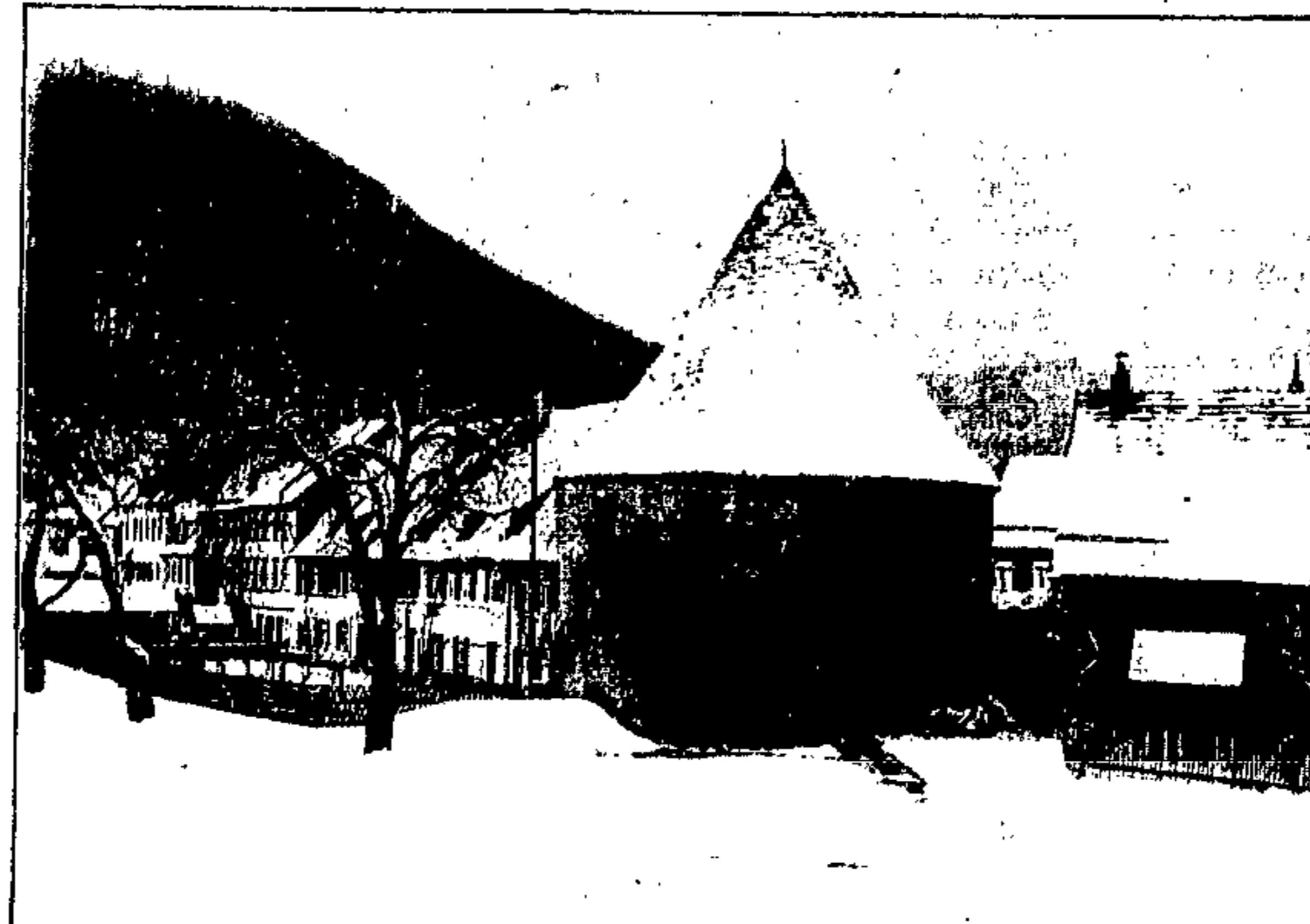
den Schritt ein, aber in seinen Augen wuchs ein Stamm groß. Nur für Augenblicke. Dann quoll ihm etwas Bitteres aus dem Herzen hoch. Und seine scharfen Zähne gruben ihre harten Linien noch tiefer in das faltige Angesicht.

Und dann stand es auf einmal wie Angst in seinen stumpfen Augen. Er machte ein paar schwankende Bewegungen. Seine Füße wollten ihn nicht weiter tragen. Er wankte einer Telegraphenstange zu und lehnte den müden Rücken an das eisüberhäuschte Holz. Tief holte er Atem.

Das weitete ihm die Brust und nahm ihm ein wenig die Müdigkeit aus den Wiedern. Noch ein Weilchen verharrete er in der rastenden Stellung. Dann schob er sich weiter. Bald waren die Beine im alten Takt. Das Zummern ging noch immer durch die Telegraphendrähte. Weiß lagen Landstraße und Helder. Ein Hundeklaff hörte von fern, die Nähe einer Ortschaft verrietend. Dem schritt nun der Alte nach. Sturm und Schneefreiheit hatten ein wenig in ihrer Fertigkeit nachgelassen. Um so stärker aber jubelten die Stimmen der Glocken.

Am Dorfrand hatten sie Halt gemacht. Den klapprigen Wagen hatte der Mann an den Stamm einer Fichte gebunden, deren weitansladendes Blattdach einigermaßen das Glockentreiben abhielt. Außerdem halte

er dem Tier eine schmutzige, braune, fadenscheinige Decke über den kältezitternden Rücken geworfen. Nun krochen aus dem plantuchüberzuppten Wagen ein paar vermummte Gestalten. Zwei Frauen und ein Kind. Mit Säckenbrettern scharrten sie den Schnee zur Seite. Dann entzündeten sie auf der hartgefrorenen Erde ein Feuer, zu dessen Nahrung sie einige Holzkloben aus dem Wageninneren herausholten. Der Dezemberwind blies in die Flammen, daß sie rasch knisternd aufloderten und mit ihrem Glaskerllicht das Winterbild der näheren Umgebung rückweise rot übergoldeten. An einen alten Eisentiegel hatte das Kind Schnee getan: der war nun durch die Wärme des Feuers zu Wasser geschmolzen. In dieses Schneewasser



Verschneites Städtchen.

austressen, um auf längere Zeit hinter Schloß und Riegel zu kommen oder dem ganzen Elend gewaltsam ein Ende machen! Diese Gedanken gingen ihm schon tagelang durch den Kopf. Und wuchsen immer fester, immer unabänderlicher in ihm ein, fest, unbewegsam, als hätte sie der Winterfrost starr und steif gefroren.

Durch die Telegraphendrähte ging ein Zummern. Schwingungen durchzitterten sie, daß die Schneeverbrämung in weißen Flockenwolken noch allen Richtungen hin stäubte.

Dann kam ein Klingen aus der Ferne. Über die Waldwand kam es geflogen, bald stärker, bald schwächer und eilte über die Helder. Glockenstimmen waren es. Weihnachtsglocken. Des Alten Ohr traf der Klang. Er hielt nicht

schüttete die eine der Frauen ein paar Hände voll Kartoffeln, die sie zuvor im Schnee ein wenig abgerieben hatte.

Wald summte das Wasser und trieb glucksend Blasen in die Höhe. Die Kartoffeln kochten. Mit einer rostigen Gabel stocherte sie dann in den Erdfrüchten herum, deren braune Schale bereits hier und da geplatzt war.

Aller Augen hingen gierig an dem Inhalt des Eisentopfes.

Endlich waren die Kartoffeln gar. Das Wasser wurde abgegossen und der Ziegel noch ein paarmal über der Glut geschwenkt, daß die letzten Flüssigkeitsreste gut verdampfen konnten.

Der Mann hatte inzwischen aus einem alten, schmierigen Kasten ein Stück Speck geholt. Das wog er erst sinnend einen Augenblick in der Hand, bevor er einen Streifen herunterschnitt. Den Rest legte er behutsam in den Kasten zurück. Das abgezähmte Stück zerlegte er in vier Teile, so daß jeder zu seinem Rechte kam. Dann fielen sie über die Mahlzeit her.

Der Ziegel stand noch immer auf den glimmenden Holzköhlen. Und jeder griff mit den Fingern hinein, sich seinen Anteil an den Kartoffeln stückweise heranzuholen. So gierig sie auch dem Zubereiten der Mahlzeit zugeschaut, so langsam und bedächtig kauten sie jetzt. Ihre Zähne mahlten, als gelte es, den Genuss des Essens solange wie möglich hinzuziehen und die Speisen recht nachhaltig auszukosten.

Das Pferd, das bisher mit seinen großen, gelben Zähnen an der Baumrinde herumgeknabbert hatte, wandte jetzt den Kopf und schnubberte mit großen Mündern nach dem Heuer hin, wo die Menschen schmausen. Auch der Gaul bekam seinen Teil. Im Futterack hatte sich noch eine Handvoll Häcksel angefunden; dieser Rest wurde mit den Kartoffelschalen vermengt, leicht mit Schneewasser verrührt und in einem alten Sack dem Tier ums Maul gebunden. Das wieherte freudig auf und scharrete mit seinen abgewetzten Hufen im Schnee. Nach hatte es sein Fressen hinuntergeschnungen und blickte sich mit dem braunen Sack vorm Maul nach neuem Futter um. Als es merkte, daß es nichts mehr gab, ließ es in trauriger Ergebung den Kopf sinken und stand nun starr und regungslos mit eingeknickten Knien da.

Eine der Frauen, der Mann und das Kind verließen die Lagerstätte und wandten sich dem Dorfe zu. Die andere Frau blieb bei dem Wagen und dem Pferde zurück und gab acht darauf, daß das Heuer nicht ausging.

Die Dämmerung hatte sich bereits auf die Erde gesenkt und den weißen Schneeglanz mit ihren graubrauen Schleieren gedämpft. Stiller und toter lagen die Dorfassen da als sonst. Aus den Schornsteinen wölkte ein blauer Rauch gen Himmel. Wo eine Haustür vorübergehend geöffnet wurde, strich ein warmer Duft von Kuchen und Braten auf die Gasse hinaus. Der Fischelte besonders dem Kind die Nase, das mit dem Mann und der Frau die Türen abklopste nach einem Obdach für die Weihnachtsnacht.

Aber alle wießen sie ab.

Mit dem Artistenvolk wollte niemand zu tun haben. Manche drohten sogar mit dem Gendarm. Ein paar Tagelöhner zeigten wohl ein weichgestimmtes Herz, aber ihnen fehlten die Möglichkeiten, selbst für die bescheidenste Unterkunft.

Wie eindringlich und bescheiden auch die drei ihr Anliegen vorbrachten. Es blühte ihnen nirgends Glück.

Stumm und traurig machten sie dann kehrt. Sie schlichen zur Lagerstätte zurück und beantworteten die Fragen der Zurückgebliebenen mit einem ratlosen Achselzucken. Dann nahm der Mann dem Gaul die Decke vom Rücken, band ihn vom Stamm des Fichtenbaumes ab und spannte ihn wieder vor den Wagen. Die beiden Frauen und das Kind verkrochen sich im

Wageninnern, während der Mann die Reine in der Hand hielt und mit schweren Schritten neben dem Pferd im Schnee einhertrat.

Knarrend und quietschend mahlten die Wagenräder den Schnee.

So zogen sie durch das Dorf, das jetzt die Nacht bereits mit ihren schwarzen Schleierinnen verhängt hatte. Durch die Fensterscheiben der niederen Häuser glänzte schon hier und da der Kerzenschimmer der Weihnachtsbäume. Aber nur der Mann und der Gaul sahen den Lichtschein, das Kind und die Frauen fauerten im dunklen Wageninnern, wo das Plautuch dem suchenden Blick in die Umgebung wehrte.

So holperte der Karren einer anderen Ortschaft zu, um dort von neuem sein Glück zu versuchen.

Sie waren ein paar blutjunge Gesellen. Der eine war seines Zeichens ein Sattler, der andere ein Schneider. Im Spätherbst waren sie auf die Wanderschaft gegangen, ihr Glück in der weiten Welt zu suchen. Damals waren die Rosen in den Bauerngärten noch nicht verblüht. Rotbackige Apfel lugten aus welkendem Grün und in den Spalieren noschten die Spatzen an den reif gewordenen Trauben.

Als dann der Herbst kam, war es eine rechte Lust mit dem Wandern. Die Sonne hatte ihre eigentliche Kraft verloren und der Wind fühlte so gut, wenn man sich etwas warm gelassen hatte. Der Spätherbst aber zeigte sich schon anders. Sein Regen zerstörte die Kleidung, und die aufgeweichten Pfade brachten dem Schuhwerk täglich neue, erhöhte Sorge.

Gut war es doch, daß man in den Herbergen noch einen verhältnismäßig billigen Unterschlupf fand. Und sie hätten auch ganz gern wieder Arbeit genommen, wenn sich nur welche gefunden hätte. Aber die Seiten waren schlecht. Die Leute hatten kaum Geld für Brot, Kartoffeln und Feuerung. Für das Schneider- und Sattlerhandwerk hatten sie nichts übrig, denn der innere Mensch verlangt dringlicher seine Rechte als der äußere.

Hätten sie es sich recht überlegt, wären sie doch lieber im Frühjahr losgezogen als im Spätherbst. Dann wäre es mit dem Unterflauchen zur beginnenden schlechten Jahreszeit entschieden leichter gewesen.

Und nun tippten sie in dünnen, abgerissenen Sachen durch den Schnee. Ein oder zwei Tage lang war das wohl ganz schön. Aber jeder Tag mehrte die Last und schüttelte die jungen, schlechtgenährten Körper grimmiger und grimmiger. Da hieß es, die Zähne aufeinanderbeißen, wollte man nicht schlaff werden. Denn auch das heimliche Betteln von Tür zu Tür, das die Gendarmen nicht sehen dürfen, wollte den beiden nicht behagen.

Aber Hunger tut weh und ein Behrgrößen an einem harten Wintertag ist nicht zu verachten. Das Mäntel drückte sie beide nicht allzu schwer. Was irgendwie zu entbehren gewesen war, lag warm und gut aufgehoben auf den Versatzstücken in den Städten. Erst hatte der eine seine Uhr geopfert; zwei Wochen später war der andere seinem Beispiel gefolgt. Da hatten sie es rasch gelernt, sich nach dem Stande der Sonne in der Zeitberechnung zu richten, und war die Sonne am nebligen Winterhimmel nicht zu haben, dann genügte ihnen der Lichtschein, der fahl hinter den Wolken glänzte und den Suchenden eine Art von Himmelsleuchte vorstieglete.

Hatten sich die beiden im Aufgang auch noch so viel zu erzählen gehabt, die Wochen hatten sie bald schweigender gemacht und ihnen nach und nach den fröhlichen Mund ganz verschlossen.

In sich gefehrt, mit hängenden Köpfen zogen sie dahin. Die Heimat war fern. Und dachten sie auch noch so oft an das Elternhaus,

einer schämte sich vor dem anderen, daß laut auszusprechen, was ihm warm das Herz bewegte. Ziellos strebten sie nun dahin. Zu ihrer Marschroute lag kein Plan. Den hatten sie längst aufgegeben. Damals, als der Hunger sie zum ersten Male mit starker Unersättlichkeit gezwungen hatte, dorthin zu wandern, wo die meiste Aussicht auf ein Almosen war. Darüber waren nun schon nahezu zwei Monate vergangen. Und aus der Verlegenheit heraus war rasch die Gewohnheit gewachsen.

Das eine war ihnen immerhin als Trost geblieben: sie waren zusammen. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl gab ihnen eine gewisse Kraft, Mut und Ausdauer. Sie waren ja beide jung und es mußte früher oder später zu einem guten Ende kommen. Jetzt aber stäubte der Schnee um sie her und türmte wunderliche Wölle zu beiden Seiten ihres Weges auf.

So schritten sie zur nächsten Stadt. Mit Sonnenreisig ausgetrimmte Wagen begegneten ihnen, auf denen allerlei Weihnachtskram aufgestapelt lag, der noch vor Sonnenuntergang in die einzelnen Häuser der umliegenden Ortschaften geschafft werden sollte. Lustige, frohe Worte flatterten von den stutscherschen zu den beiden Wanderern hinunter. Sie fanden aber keine Gegenrede. Ihre Lippen blieben zusammengekniffen und sie wandten nicht die Köpfe, wenn ihnen ein sich gekräuselter Fühlender Worte des Unmuts nachschrie.

So schob sich ihnen langsam beim rüstigen Vorwärtsschreiten der Kirchturm des Städtchens in den Horizont und ein paar Dächer tauchten auf, über deren Ziegel die Glockenstimmen ihren Weihnachtsgruß riefen. Und dann senkte sich die Nacht und legte ihre Schleier über die Bilder der Ferne und wurde tiefer und dunkler, bis auch die Glocken verstummten und der Schritt der beiden Wanderer über das Pfaster des Städtchens polterte.

Da war auch die Traurigkeit in ihren Augen erloschen, die nun wieder groß und leuchtend, wie in den Gesichtern von Kindern standen. Ein leichtes Rot hatte ihre Wangen überflogen. Ihre Körper waren gestrafft und ihre Füße stampften fester über das schneedeckte Pfaster, als sie die Gasse erfragt hatten, in denen ihnen die Herberge für die Weihnacht Zehrung und Wärme, Lagerstatt und Rast gewähren sollte. Beider Hände griffen instinktiv ineinander und die halbfrorenen Finger preßten sich gegenseitig warm, als ob sie geloben wollten, treu zusammen auszuhalten in Freude und Leid, bis alles Schwere überstanden und überwunden sei.

Und durch die Fenster der Häuser zitterte der weiche, jubelnde Song heller jauhender Kinderstimmen . . .

Künstlertum im Volke.

Von A. Brunnemann.

Das fast gleichzeitige Erscheinen einer nachgelassenen Novellenansammlung des Pariser Municipalaufliebers *Lucien Diendonné*, bekannt und geschäbt unter dem Pseudonym *Lucien Jean* als Mitarbeiter französischer Zeitungen modern-sozialistischer und allgemein humanitärer Tendenz, sowie des nunmehr auch in deutscher Übersetzung erschienenen autobiographischen Romans der Pariser Näherin *Marguerite Audoux*, „*Marie-Claire*“, bringt uns Offenbarungen von starkem Künstlertum in den einfachsten Volksdichten des Auslandes, von einer Fähigkeit des Erlebens, die auch zu gestalten weiß. Mit etwas weniger technischem Geschick, jedoch mit der gleichen intensiven Kraft seelischen Auf-

nehmens hat endlich eine schwedische Fabrikarbeiterin, Maria Sandel, ihre Wit- und Umwelt zu schildern gewußt in einer ergreifenden Novellenansammlung „An der Hungergrenze“ und in dem Roman „Die Familie Winge und ihre Nachbarn, eine Geschichte von Werkstattjungen und Fabrikmädchen“.

Lucien Jean ist der größte Künstler unter den drei, ein Schriftsteller, der den höchsten literarischen Ansprüchen genügt. ihm sowie Marquerite Audouz stand unverkennbar manche geistige Hilfsquelle zur Verfügung; der eine lebte, die andere lebt noch in der beschichteten geistigen Atmosphäre von Paris. Maria Sandel war immer nur auf sich selbst angewiesen und bewegt sich, was das Milieu anbetrifft, unter den „Großarbeitern“ (wie sie selbst sagt) von Stockholm. Ihr unablässiges Mingen, ein getrennes, aufrichtiges Wild ihrer Umwelt zu schaffen, packt uns in ähnlicher Weise, wie das Mingen primitiver Künstepochen.

Als Künstlerseele von unzerstörbarer Kraft und durch diese Kraft als Siegerin über ein materiell armes Dasein interessiert die technisch bisweilen unbeholfene Maria Sandel vor allem den Psychologen. Sie ist noch bis vor kurzem Fabrikarbeiterin gewesen und unter den einfachsten Volkschichten aufgewachsen. Und noch jetzt, wo sie vor den äußersten materiellen Sorgen notdürftig gesichert erscheint, bewohnt sie im Stockholmer Arbeiterviertel ein bescheidenes Zimmer in einer weitläufigen hölzernen Mietskasernen; als einzigen Luxus hat sie sich in der Nähe einige Quadratmeter Land gemietet. Dort liegt und pflegt sie ein winziges Härtchen, das viel zur Verklärung ihres Daseins beiträgt. Schwärmerisch liebt sie die Natur und streift viel in dem bewaldeten Felsgestein hinter ihrer armeligen Holzbaracke umher. Maria Sandel erschließt in ihrem bescheidenen Kreis die Mission einer helfenden Veraterin für all und jung. Vor allem pflegt ihr die Jugend ihre Sorgen und Kummerwünsche, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen vorzutragen. Obwohl hochgradig schwärmerisch, ist sie allen eine mild versteckende Freindin; denn wer zu ihr kommt, braucht nicht erst viele Worte zu machen. Maria Sandel besitzt eine seltene Gabe der Einfühlung; instinktiv erfährt sie alle Zusammenhänge, und die langen Jahre innermüdlicher Hilfsbereitschaft haben ihr reiche Erfahrung gelehrt. Zumal ist es ja auch immer das gleiche Lied, obwohl jeder vermeint, etwas Besonderes zu erleben. Zu bezug auf Aufassung und allgemeine Bildung, die sie sich durch eifriges Selbststudium anzueignen wußte, stand diese Arbeiterin immer hoch über ihrer Umgebung. Freih schon pflegten Mädchen und Burschen ihre Sorgen und Herzensnöte auf kleine Papierzettelchen zu schreiben; oft wußte sie auch das Ungesagte aus den unbeholfenen Sätzen heraus zu lesen. Eine Zeitlang schwiebte Maria Sandel in Gefahr, zu erblinden. Sie verbrachte mehrere Monate im Krankenhaus; aber es gelückte, ihr das Augenlicht zu retten.

Zehn lebt sie allein; ihre Mutter ist vor einigen Jahren gestorben. Was sie aus ihrem Leben gemacht hat, ist nur ganz wenigen in ihrer Lage möglich, ganz selten den Frauen ihrer Klasse. Armut, Kranklichkeit, Taubheit, das alles hat sie zu überwinden verstanden vernögte einer starken inneren Kraft, die sie stetig zu erneuern weiß. Sie ist überzeugte Sozialdemokratin und eifrige Zeitungsleserin. Mit großem Interesse verfolgt sie die Bestrebungen ihrer Partei. Die Zache der Arbeiter ist für sie die große, heilige Zache, vor der alle kleinen, persönlichen Interessen zurücktreten müssen. Maria Sandel spricht nie, weder in offener oder verdeckter Weise, von sich selbst, sondern von allen denen, die die unerschöpfliche Wärme ihres Herzens umfaßt. Zu ihren beiden bereits genannten

Werken: „An der Hungergrenze“ und „Die Familie Winge“ hat sie ein Stück echten Lebens festzuhalten gewußt, erschaut in seiner unerbittlichen Wahrheit und doch auch verklärt durch das Auge der Liebe. Das ist die schwedische Arbeiterwelt in ihrem harten Kampf ums Dasein. Sie teilt das bekannte Los des Großstadtproletariats: Hunger, Wohnungsnot, Leihhaus, Verunglückungen, verzehrende Krankheiten sind die gewohnten Feinde, die die Tüchtigen ebenso heimsuchen wie die Reichtümer. Da sind die vielgeplagten, aber für das Wohl ihrer Lieben aufopfernd schaffenden Hausmütter, die wahre Wunder tun, um das Geld bis zum Lohnstag reichen zu lassen; die rechtsschärfsten wie die trunksüchtigen Hausmänner, die brav, zu aller Arbeit geschickten Burschen und daneben die arbeitsicheren Bummler und Mädchentrüger; die lebenslustigen, allen Verführungen zugänglichen Mädchen, sowie die zarten, warmherzigen, poesievollen Blondhaarigen, die das raube Leben zu hart anpackt und zerbricht. Ganz besonders tief aber weiß Maria Sandel in die Seele der armen, einsamen Heimarbeiterin zu blicken, die, feinsinniger geartet als andere, das verrohende Schlechtestenwesen flieht, sich jedoch nach Liebe und Häuslichkeit sehnt und eine von jenen selbstlosen Märtyrerinnen wird, von denen der Geliebte, der Ehemann jedes Opfer verlangen kann. Man geht jedoch sehr, wenn man meint, es handle sich bei Maria Sandels Arbeiten nur um Schilderungen von Grau in Grau, um eine trostlose Armeleutemalerei. Während die Stimmung der einzelnen Novellen verschieden ist, gibt in ihrem Roman das lebensfrische, gegenwartsfrohe urschwedische Temperament den Grundton an, das die Freude feiert, wie sie fallen, und immer zu verschenken, wenn nicht gar zu verschwenden bereit ist. Gutes und Schlimmes wechselt wie im Leben selbst, und das Schlimme wird reichlich gemildert durch die starke Solidarität, die immer hilfsbereite mutterliche Güte oder brüderliche Kameradschaft: „Wenn wir Armen nicht zusammenhielten, wohin würden wir da kommen!“ ist das Leitmotiv.

Vielleicht idealisiert sie ein wenig; sie sieht mit Vorliebe das Gute im Menschen; aber nur, weil sie selbst von so großer Herzengüte ist: an ihrem Stil und ihrer Komposition wird, wer kritisch geübt ist, wohl mancherlei auszureiben haben, und doch, aus dieser technischen Unbeholfenheit spricht fesselnd und erschütternd zugleich eine Menschenseele, eine oft rührend naive Seele, die durchdrungen ist von einem festen Glauben an die Solidarität ihrer Klasse, an das Gute in den Schlichtesten und Verlorensten. Eine Seele auch, die, wie ihre prächtige Mutter Winge, „dem Weh des Lebens bis auf den Grund gejagt hat“, und nun nicht anders kann, als durch unerschöpfliche Güte der unerbittlichen Grausamkeit der Menschenschicksale entgegenzuwirken. Besonderen Wert legt diese Arbeiterin auf die einfachsten Geräte, die primitivsten Hantierungen im Haushalt, die schlichtesten Begebenheiten; sie weiß, welch große Rolle das alles in der Welt spielt, die sie schildert. Endlich hat sie ergründet, welche Macht freundliche Illusionen haben, die die Armuten der Armen zeitweilig ihren Dammer vergessen lassen. Die Skizze „Bagabunden“ ihrer Novellenansammlung enthält eine meisterliche Schilderung solcher Illusionen: Ein paar Bummler und eine Dirne haben auf einer Wiese in der Nähe von Stockholm ihren Mantel ausgezogen, wollen sich soeben um den Rest in der Schnapsflasche zu kosten, als sie, von den Klängen eines Festmarsches berührt, wie elektrisiert aufspringen. Aus der Ferne nun wohnen sie der Maifeier bei. Als diese vorüber ist, beginnen sie lebhaft von dem zu reden, was sie eigentlich hätten werden können . . . vorbei . . . ver-

spielt. Der eine schleicht sich bedrückt von dannen und am Abend hängt er sich auf. Der andere setzt die Selbstbekenntnisse mit der Dirne fort: „Und sie sprachen über ihr Schicksal, das gar nicht so merkwürdig war und doch durch das bisschen Klingen von Tönen und heitere Farbe, das auch in ihrem Innern fortlebte, zu einem besonderen Schicksale wurde. Mit Vorliebe verweilten sie bei der Zeit, da sie selbst auf ehrliche Weise ihr Brot verdient hatten, und sie waren einander zu zeigen bemüht, welch tüchtiges Mitglied der Arbeiterschaft sie damals gewesen.“ Beide fassen den Entschluß, sich zu heiraten und ein neues Leben zu beginnen. Sie schwelgen in Illusionen. Der Anblick einer Wickelbaube jedoch vertreibt sie von ihrem gesuchten Ruheplatz. „Wohin gehst Du?“ fragt das Mädchen. — „Wenn morgen schönes Wetter ist, so buntnah ich irgendwohin nach Norrland.“ — „Aber Du wolltest doch Arbeit suchen?“ — „Ja, ich dachte einen Augenblick daran, aber ich habe ja keine ordentlichen Papiere. Und Du?“ — Das Mädchen bringt ähnliche Gründe hervor, und sie gehen auseinander.

Maria Sandels Psychologie ist wenig nuancenreich; alle ihre Menschen empfinden einfach und einheitlich. Vielleicht gäbe es für manche unserer modernen Schriftsteller, die zu viel in die Ausdrucks- und Empfindungswelt ihnen im Grunde fremder Kreise hineintragen, bei ihr noch zu lernen. Au formalem Künstlertum steht diese Arbeiterin weit hinter den formal so gewandten Französen zurück, doch Zug für Zug, Wort für Wort ist bei ihr erlebt, und eine innere Kraft ringt nach treuer, überzeugender Gestaltung dieses Erlebens, ringt auf eine so ergreifende Weise, daß wir gern den Stern aus dieser etwas zu harten Schale lösen.

Eine ganz andere künstlerische Erscheinung tritt uns in Marquerite Audouz entgegen. Zwischen ihr und Maria Sandel besteht ein bedeutender Unterschied des Temperamentes und der Stoffwahl. Die Französin erscheint als die stillen, nachdenkliche Schülerin eines von Nonnen geleiteten Wallenhauses der Provinz. Aus der Einsamkeit ihres Pariser Näherrinnenlebens verlebt sie sich in die Tage ihrer Kindheit und ersten Jugend zurück und gestaltet gleichsam von innen nach außen charakteristische Szenen dieses Jugenddaseins in der schlichten Größe des Reliefs. „Marie-Claire“, diese künstlerisch verklärte Autobiographie, bietet etwas überraschend Starkes in formaler Hinsicht. Wenn auch anzunehmen ist, daß die gewandten literarischen Persönlichkeiten, vor allem Octave Mirbeau, die das Interesse für Marquerite Audouz zu wecken wußten, beratend und verbessert mit im Spiele waren, viel Eigenes hat diese Näherrin sicherlich geboten, und das ist eine staunenswerte Leistung in bezug auf die Kunst, uns unendlich mehr miterleben zu lassen, als sie in Wahrheit erzählt. Sie ist Meisterin der angedeutenden Linie, des suggestiven Stils. Wir finden in Marie-Claire Stets nur kurze Kapitel, doch die erscheinen uns als ganze Lebensabschnitte oder als völlig abgerundete Darstellungen eines bestimmten Milieus. So ersteht vor uns in seinen wesentlichsten Geschehnissen das Leben in der flösterlichen Wallenanstalt, das Leben der kleinen Schafshirtin in der Sologne, das Schicksal der Nonne Marie-Aimée. Von der Handlung wird nur das herausgegriffen, was unsere Phantasie anregt. Die Schilderung der Personen ist so typisch gehalten, daß wir ihre Anzahl nach Belieben ergänzen können, um den vollen Kreis beizumessen zu haben, in dem sich die Helden bewegen. Und so entsteht, was alle an diesem neuartigen Buche bewundert haben, eine selten starke Kraft der inneren Handlung, die den Leser von den ersten Seiten an packt und zum Miterleben des Erzählten sowohl wie des hinter dem Erzählten Liegenden aufruft. Was

aus Marie-Claire's Kindheit berichtet wird, ist schlicht wahr und wahr. Stein Zuspitzen auf Effekte, kein Ausmalen besonderer Leiden; am allerwenigsten stoßen wir auf absichtliche Schilderungen kindlichen Martyriums. Mit tiefer Sinnigkeit ist in die Seelen der frommen Schwestern geschaut worden, die in stiller Missionierung ihr Stück Menschenleid tragen. Späterhin überwiegen die schönärbenden Elemente; Marguerite Audoux wandelt mit ihren Bauernschilderungen aus den Wohnen der George Sand. Ihre Landschaftsbilder, groß gesehen, verleihen diesem zweiten Teil des Buches jedoch eine eigenartige Stimmung. Die Schilderungen des Hirtenlebens innerhalb der majestätischen Einfachheit und Ruhe der weiten Ebenen der Sologne lassen uns unwillkürlich der Bilder des genialen Jean François Millet gedenken.

Marguerite Audoux hat, wie Maria Sandel, im harten Kampfe um das Brot gestanden; seit zwanzig Jahren kennt sie das Elend der schlecht bezahlten Heimarbeiterinnen aus eigener Erfahrung. Zu diesem Elend gesellte sich die Sorge, infolge eines Augenübelz völlig brotlos zu werden. Die Näherin begann zu schreiben, „um ihre Augen zu schönen“ und zugleich einem starken künstlerischen Drange nachzugeben. Literarische Berater fanden Vortreffliches in ihrem autobiographischen Buche und verhalfen ihm zur Veröffentlichung. Sie erhielt den Literaturpreis der Zeitschrift „La Vie heureuse“ und scheint nunmehr vor materieller Not gesichert zu sein. —

Die geistig reifste Persönlichkeit unter diesen drei unmittelbar aus dem Volke hervorgegangenen Schriftstellern ist unstreitig Lucien Jean. Er ist Denker und Künstler zugleich und war, wie Maria Sandel, ein Berater und Helfer innerhalb der halb proletarischen, halb kleinbürgerlichen Welt, der er angehörte. Geboren 1870 als Sohn eines einfachen Arbeiters elsässischer Herkunft, mußte er sich seiner großen Kranklichkeit wegen mit dem bescheidenen Einkommen eines Municipalaufsehers begnügen, obwohl ihn seine seltene Begabung zu höheren Posten befähigt haben würde. Monatelang sah er sich oft aufs Krankenlager geworfen; er gewann aus diesen Leidenszeiten stetig an Verinnerlichung des eigenen Wesens. Seinen Kindern war er ein aufopfernder Vater; seine Kollegen schätzten ihn als immer gütigen und verständigen Freund. Alle empfanden bei längerem Zusammensein mit ihm seine moralische Neberlegenheit, jeder faßte Vertrauen zu ihm und eröffnete ihm sein Inneres, fühlte sich durch seinen Einfluß gestärkt und beruhigt. Seine lange Krankheit, sein Tod wurden als ein Unglück von allen, die ihm nahe standen, empfunden. Neben seinen Kollegen war er zahlreichen jüngeren Leuten ein teilnehmender Freund und Berater. Er versuchte voll und ganz die Jugend zu verstehen und nahm lebhaften Anteil an allem Streben, wobei sein Verstand ebenso sicher zu leiten wußte, wie sein Herz. „Er lehrte der Jugend Schönheit und Gerechtigkeit,“ schreibt sein Biograph George Valois, „seine beiden großen Leidenschaften, denn bei ihm erschien alles in edelstem Gleichgewicht, sein Gemütsleben und seine hervorragende Intelligenz, die selbst die Krankheit nicht zerstören konnte. Bis zum letzten Tage gab er Beweise seiner bedeutenden geistigen Gesundheit.“ Ein sicherer Instinkt für intellektuelle Harmonie leitete Lucien Jean von frühestem Jugend an. Sein inneres wie sein

äußeres Leben regelte er zunächst durch die Arbeit. Sodann suchte er bei Künstlern und Philosophen Vollendung seiner geistigen, seelischen Kultur. Er bildete sich an den Schriftstellern des Altertums und an den französischen Klassikern; er erwarb sich jedoch auch ein reifes Verständnis für die moderne französische Literatur sowie für die gesamten geistigen Strömungen der Zeit. Er wollte sich zu folgerichtigem Denken erziehen und ruhte nicht eher, als bis er seine Gedanken und Empfindungen in klarer, deutlicher Sprache wiedergegeben hatte. Ein Blick auf eine einzige Seite seiner Novellen genügt, um uns die schönen Erfolge dieser unermüd-

tragung ins Deutsche wünschen. Hier weiß ein echter Künstler Wesentliches herauszufinden und es in abgeklärter und zugleich konzentrierter Form zu Typischem zu gestalten. Von reifer Meisterschaft sind die beiden größeren Erzählungen des Bandes „Ein alter Mann“ und „Das Kind“, ergreifende Episoden aus dem Leben kleiner Beamter, wie er selbst einer war. Ergreifende Beispiele auch von dem Seelenreichtum und der Sehnsucht nach tieferen Lebenswerten, die aus den unscheinbarsten Menschen hervorbrechen können. Mit vortrefflicher Charakterisierung und nicht ohne einen Hauch köstlichsten Humors weiß er sodann Originale aus den alten Winkelgassen von Paris zu schildern, in denen der Spießbürger und kleine Handwerker heute noch einem zurückgebliebenen kleinen städtischen ähneln sieht.

Das Neuartige, ganz Persönliche an Lucien Jean aber ist, daß er als Volks- und Menschenfreund im tiefsten Sinne allem volksbeglückenden Phrasentum gegenüber stets seine sichere geistige Selbständigkeit bewahrt. Sein kritisch ablehnendes Verhalten angesichts gewisser allgemein zündender Schlagworte könnte sogar zu Missverständnissen Veranlassung bieten, wenn nicht sein ganzes Leben bewiesen hätte, wie aufopfernd er um die Erhebung und Erziehung seines bescheidenen Nächsten bemüht war. Aber er schätzte das Echte, lehnte alles Phrasentum ab und suchte lieber etwas Ureigenes aus den Menschen herauszuholen, als Fremdes in sie hineinzutragen. Mit ein paar beherrschungswerten Aussprüchen dieses allzufrüh dahingegangenen, tief betrauerten wahren Volksfreundes seien diese Zeilen beschlossen: „Panem et artes. Man hat auf ein schönes Bonner einen Satz von Mirabeau sticken lassen: „Wir haben ein Recht auf Schönheit“; ferner einen von Heine: „Das Volk hat Recht auf Rosen“, und endlich einen von Ruskin: „Wir brauchen eine Religion der Schönheit“. Und man wendet sich zum Volke. Das ist sicherlich sehr gut. Ich liebe das Volk. Wenn einige aus dem Volke lernen, daß es interessanter Bücher als Romanenillustrierte gibt, so ist das sehr gut. Wenn sie lernen, daß man den Geist ebensogut wie den Körper schmücken kann, so ist das sehr gut. Wenn sie lernen, daß es Photographien gibt, die billiger sind als Almanachs, und Abgüsse, die billiger sind als manche gemalte Geschmaclosigkeit, so ist das sehr gut. Aber . . .

Aus Gründen, die mir im Blute liegen, würde ich diesen Maurer, diesen Kleinhändler, diesen Ausseher den vier genannten Reichen vorziehen. Denn meine Vernunft erlaubt mir nicht, trotz des Einspruches, den mein Herz erhebt, anzunehmen, daß die ersten um des Willen größere Tugenden besitzen als die letzteren.“

Noch deutlicher geht seine Ansicht von dem Wert dessen, was den Menschen selbst innenwohnt, aus folgenden Worten hervor: „Werdet Ihr den Mut haben, keine Volksfreunde zu sein? Werdet Ihr den Mut haben, zu sagen, daß diese Verse, die dem Volke schmeicheln, platt und lächerlich sind, daß der und jener Roman albern ist? Zu sagen, daß man sich nicht mit der guten Absicht zufrieden geben soll, die oft nur Verständnislosigkeit bedeutet? Der, welcher erzogen werden soll, wird sich selbst erziehen. Hier gilt das Wort: Du würdest mich nicht suchen, wenn Du mich nicht schon gefunden hättest.“



sichen künstlerischen Selbstzucht erkennen zu lassen. Intellektuelle Ordnung und Sanberkeit bildeten die bedeutsamsten Eigenschaften seines ungewöhnlichen Geistes. Er hat sie in sein Werk, in sein ganzes Leben übertragen. Jedes Ding wußte er an die rechte Stelle zu setzen, jedem Tim die rechte Zeit zu geben. Nach getaner Arbeit widmete er sich den Seinen, und nachdem seine Kinder den Gutenachtknüppel empfangen hatten, begann er, wenn es ihm irgendwie die Zeit erlaubte, zu schreiben. Um 1895 trat er auch literarischen Vereinigungen näher und schrieb für periodische Zeitschriften modernsozialer Färbung, wie „La Plume“, „L'Art social“ und „L'Humanité nouvelle“.

Aus allem, was uns der Dichter Lucien Jean vorführt, fühlt man eine scharfe, ruhige Beobachtung heraus, getragen von einem echten tiefen Mitleid für alles menschliche Elend. „Parmi les Hommes“ (Unter den Menschen) nennt sich sein nachgelassener Band von Novellen und Skizzen, dem wir bald eine Neuber-



O. Werner: Weihnachtsschnee.

Dampf- und Gleichstromdampfmaschinen.

Von Karl Hermann.

Wie jedes Ding in der Welt, ist auch die Dampfmaschine, das populärste und älteste Element im Zeitalter der Technik, dem Wandel und Wechsel der Gestaltung unterworfen. Am bedeutendsten ist hier unstrittig der Übergang zur Dampfturbine, deren Entwicklung wir im verflossenen Jahrzehnt verfolgen konnten. Aber nicht dieser Form des Dampfmotors sollen unsere Zeilen gewidmet sein, sondern einer wichtigen Erfindung, die sich auf die ursprüngliche Form der Kolbendampfmaschine bezieht und noch jüngeren Datums ist als die Dampfturbine. Man nennt sie die Gleichstromdampfmaschine.

Um die Eigentümlichkeiten dieser Maschine verstehen und würdigen zu können, wollen wir zunächst die Hauptklassen überblicken, die die Entwicklungsstadien der Dampfmaschine bezeichnen. Die allerersten sind durch den Niederdruck charakterisiert; d. h. der Dampf, der den Kolben in dem Zylinder auf und ab treibt, wurde dazu im Kessel mit geringer Spannung erzeugt. Diese Maschinen waren weder in der heute üblichen liegenden noch stehenden Art angeordnet, wenn sie auch einige Nehnlichkeit mit der letzteren aufwiesen. Sie arbeiteten mit Balancier, einem oberhalb des Getriebes schaukelnden, auf einem Gestell in der Maschinenmitte gelagerten, eisernen Wägebalken, der an beiden seitlichen Enden in Gelenken zwei um die Senkrechte pendelnde Stangen trug. Die eine war mittels eines unteren Gelenkes an die Kolbenstange des tiefer gestellten Zylinders gekuppelt, während die andere direkt am Kopf der Kurbel angriff und die Hauptwelle mit dem Schwunggrad betätigte. Der Dampf, der das Ganze in Bewegung setzte, gelangte durch einen Schieber in den Zylinder, der seitlich an diesem von einer mit dem Balancier verbundenen Stange auf und ab geschoben wurde. Einmal trat der Dampf in den unterhalb des Kolbens gelegenen Raum des Zylinders und schob den Kolben empor, das andere Mal kam er auf die obere Seite und drückte ihn abwärts. Dieser Auf- und Niedergang des Kolbens wurde mit dem Schaukeln des Balanciers und dem Pendeln der benachbarten Pleuelstange an der Kurbel in gleichmäßige Rotation umgewandelt.

Diese Dampfmaschine aus alter Zeit mit ihrer fast selbstverständlichen Funktionsweise hätten wir nicht beschrieben, wenn an ihr nicht ein noch gegenwärtig wertvolles Hilfsmittel zu erwähnen wäre, die Kondensation. Wer im Fabrikbetrieb beschäftigt ist, wird wissen, daß die heutigen Maschinen mit ziemlich hohem Dampfdruck arbeiten: ungefähr 8 bis 14 Atmosphären. Da möchte es freilich merkwürdig erscheinen, weshalb die damaligen Dampfmaschinen mit einer viel niedrigeren Dampfspannung es zu einer befriedigenden Leistung gebracht haben. Darüber gibt ein leicht zu verfolgender Versuch Aufschluß. Ein eisernes Gefäß ist dazu notwendig, das genügend druckfest und oben mit einem starken Rand versehen ist, damit man mittels Schrauben einen Deckel aufdichten kann. In diesem befinden sich außen einige Versuchstüpfel: ein Manometer, ein Thermometer, ein Stützen mit drei Ablaufventilen. Wir sehen erst einmal das Gefäß ohne Deckel, zu zwei Dritteln mit Wasser gefüllt, über ein Feuer und erhöhen es zum Sieden. Wenn wir jetzt ein Thermometer in das siedende Wasser tauchen, und zwar eins mit Celsiuskala, so zeigt es 100 Grad an. Diese Temperatur wird dauernd, bei kräftigem wie schwachem Sieden, erhalten, solange das Gefäß offen ist. In einem fest verschlossenen Behälter dagegen, wo der Dampf angesammelt

wird und unter Druck gelangt, steigt die Temperatur des Wassers und des Dampfes weiter. Wir werden bald sehen, welcher innige Zusammenhang stets zwischen Temperatur und Druck besteht. Zu dem Zweck setzen wir den Versuch fort, indem wir den Deckel auf das Hochgefäß schrauben. Von den Ventilen (an den Rohrstücken) ist eins ganzlich offen, das zweite mittels Schlauches mit einer Art Dampfzylinder, das dritte mit einem leeren Kessel verbunden, der aber gleichfalls allseitig verschlossen in einem Blechfatten unter einer Eiswasserlösung ruht. Der Kessel ist genau wie unser Hochgefäß eingerichtet, nur besitzt er noch einen Ablaufhahn am Boden und statt des Manometers ein Vakuummeßinstrument. Er wird noch einmal herausgehoben, mit Dampf einige Zeit ausgeblasen, damit die Luft beseitigt ist, und dann mit abgesperrten Ventilen in das kalte Wasser gesenkt. Das Vakuummeßinstrument rückt jetzt vor: Luft ist nicht mehr im Kessel, die Dampfreste sind niedergekippt, einen luftverdünnten Raum haben wir geschaffen. Unseren Dampfzylinder — es ist ein einfacher Rohrschaft mit Kolben — verbinden wir nun mit dem Hochgefäß und mit dem Vakuumkessel. Aus dem Ventil des Hochgefäßes strömt nach wie vor der Dampf in die Luft, sein Druck ist also nicht hoch und am Manometer fast kaum zu erkennen. Aber öffnet man das andere Ventil zum Dampfzylinder, so wird dessen Kolben trotzdem mit Gewalt in die Höhe gestoßen. Das ist die Kraft des Kondensators. Denn im Verhältnis zu dessen Luftsäule herrscht selbst im Hochgefäß ein um etwa 1 Atmosphäre höherer Druck. Das ist das wichtige, daß Dampf von gewöhnlicher Siedehöhe — das Thermometer am Hochgefäß weist 100 Grad wie sonst — gegenüber dem luftleeren Raum doch 1 Atmosphäre Spannung besitzt. Es ist der absolute Druck. Darum steht das Thermometer des Vakuumkessels folgerichtig auf niedrigerer Wärme, der Druck fehlt dort, es herrscht Luftverdünnung, ein Vakuum. Weil sich ferner diese Erscheinung an jedem mit kaltem Wasser gekühlten Kondensator gestellt macht und die alten Dampfmaschinen den verbrauchten Dampf ihres Zylinders in einen solchen Apparat abstießen, vermochten sie auch mit Niederdruckdampf zu arbeiten.

Wie kommt es aber, daß wir dennoch den Dampf offen siedenden Wassers als drucklos zu betrachten gewöhnt sind? Weil wir selbst fortwährend unter 1 Atmosphäre Druck uns befinden, der Last der Luft nämlich. Wir fassen nur die Spannung des Dampfes als Druck auf, die höher ist als der Luftdruck, also den „Überdruck“, und derart sind unsere Manometer ebenfalls eingerichtet. Wir lesen daran „Null“, wenn das Wasser bei 100 Grad kocht, d. h. keinen Druck hat, obwohl in Wirklichkeit „1 Atmosphäre absolut“ da ist. So sind z. B. bei 2 Atmosphären am Manometer ebensoviel an Überdruck vorhanden, jedoch 3 Atmosphären absolut erzeugt worden.

Die andere, das direkte Gegenstück bildende Maschinenklasse, die wir kurz besprechen wollen, ist die der Hochdruckdampfmaschinen. Während die reine Niederdruckmaschine der Vergangenheit angehört, ist die andere heute überall zu finden. Lokomotiven, transportable Locomotiven, die einfachen Dampfmaschinen gewerblicher Anlagen usw. funktionieren nach diesem Prinzip. Seine Entwicklung entsprang früher dem Bestreben, den Kondensator entbehrlich zu machen, indem der Dampfdruck vom Kessel her recht groß gewählt und somit ein genügender Druckunterschied vor und hinter dem Maschinenkolben erzielt wurde, selbst wenn der verbrauchte Dampf anstatt in das Vakuum des Kondensators nur in die freie Luft blies. Wenn bei der Niederdruckmaschine 1 Atmosphäre Überdruck und die Luftsäule wirkte,

betrug der Unterschied 2 Atmosphären. Die selbe Spannungsunterschied erhielt man aber auch mit 2 Atmosphären Überdruck und gewöhnlichem Luftdruck, oder anders betrachtet, 3 Atmosphären und 1 Atmosphäre absolut. Nur trieb man die Kesselpumpe mit der Zeit noch weiter auf 5 bis 8 Atmosphären. Die verbreitetste Anordnung der modernen Hochdruckmaschine ist die liegende. Der Maschinenkörper ist ein einheitliches Ganzes. Er trägt hinten den horizontalen Zylinder mit einem seitlichen Kasten, wo die Steuerung den Dampf abwechselt auf die eine oder andere Kolbenseite lenkt. Die wagerechte Kolbenstange ist darüber in dem in doppelter, scharfgerader Führung gleitenden Kreuzkopf mit der Pleuelstange gekuppelt, die ohne weitere Zwischenglieder die Kurbel dreht und auf diese einfache Art die Hauptwelle mit dem zuvorderst gelegenen Schwunggrad in Rotation bringt.

Besondere Aufmerksamkeit widmet man hier der Verbesserung der Steuerorgane. Bei der älteren Art, der mit Muschelschieber, gleitet in dem seitlichen Kasten auf den glatten Flächen ein mittlerer Erzenter und Stange von der Schwungradwelle bewegtes, ausgehöhltes Eisenstück hin und her, das immer einen der beiden in den Zylinderraum führenden Kanäle für die Dampfeinströmung freigibt, während es den anderen mit dem Abdampfrohr verbindet. Der Frischdampf wird abgesperrt, wenn der Kolben die Hälfte seines Weges zurückgelegt hat. Der Zylinder füllt sich nur halb mit Dampf. Deshalb bleibt aber der Kolben von da ab keineswegs ohne Triebkraft, denn der Dampf lastet dennoch mit einer Gewalt auf ihm bis zum Hubende, und zwar mit derjenigen, die ihm sein Ausdehnungs- oder Expansionsbestreben verleiht. Freilich wird der Druck immer schwächer, er ist bis zur Hälfte vermindert, sobald der Kolben den Zylinder ganz durchsetzt hat. Endes, dies gibt zu denken. Mit 5 Atmosphären Überdruck, also 6 absolut, füllt der Dampf beispielsweise, am Hubende sind 3 Atmosphären absolut vorhanden. Braucht er joviell, um beim Ausströmen ins Freie den Luftdruck zu überwinden? Nein. Dazu genügt vielleicht $1\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{2}$ Atmosphäre Überdruck. Die Spannung beträgt nutzlos ein Jubel von $1\frac{1}{2}$ Atmosphären. Es ist Dampfverschwendungen, die die Wirtschaftlichkeit des Betriebes vermindern. So machen es die Expansionssteuerungen von Meyer, Ritter u. a. nicht. Diese besitzen zwei übereinander gleitende Schieber, die von zwei gesonderten Erzentern in verschiedenem Takt betätigt werden. Der Dampf kommt nur zu Beginn des Kolbenhubes in den Zylinder und wirkt im übrigen durch seine Ausdehnung. Er soll diesmal mit demselben Überdruck wie vorhin anfangen, den Zylinder jedoch bloß zu einem Viertel füllen; dann fällt die Spannung am Hubende bis zum Viertel ebenfalls, $1\frac{1}{2}$ Atmosphäre absolut, der Abdampf pustet nicht mit 2, sondern mit $\frac{1}{2}$ Atmosphäre Überdruck aus. Das ist Energieersparnis, bessere Wirtschaftlichkeit.

In der Weise brauchte man, obgleich im Kessel hohe Atmosphärenzahlen herrschten, nievals die vorhin skizzierte Dampfverwendung zu fürchten, wenn man die Einstromung in den Zylinder entsprechend abkürzt. Aber da legen wir auf eine gefährliche Klippe zu, über deren Natur unser früheres Kochfassexperiment Klarheit verschafft. Erhitzen wir dort das Wasser unter Absperzung, daß seine Dampfdruck erregen, so steigt ja die Temperatur. Wir beobachten am Thermometer $120\frac{1}{2}$ Grad, wenn das Manometer 1 Atmosphäre Überdruck angibt, 134 Grad bei 2, 152 bei 4, 171 bei 7 und $188\frac{1}{2}$ Grad bei 11 Atmosphären. Entfernen wir das Feuer und lassen den Dampf entweichen, so fällt der Druck und die Temperatur in derselben Markierung.

(Schaß folgt.)

„De fleigend Holländer“.

Eine lustige Geschichte von S. Bonde.

Der Karpenter erzählte: Eines Abends, es war zwischen Weihnachten und Neujahr, war ich von meinem Freund zu seiner Geburtstagsfeier eingeladen worden. Er wohnte bei seinem Vater, der Zimmermeister war, in derselben Straße wie Holland, nur höher raus.

Na, da waren ja noch mehrere junge Leute und wir amüsierten uns höchstlich. Wir sangen und tanzten mit den jungen Mädelchen, die da auch waren, und waren recht vergnügt.

Nun musste es sich gerade so treffen, daß wir mit fünf, sechs Mann nach dem Hof mußten. Daß das nicht ohne allerhand Allotria abging, war ja selbstverständlich.

Natürlich, wie Mordstrabanten hatten keinen Sinn und Verstand für die Schönheiten des Welters, wir hatten ja nur Klauen im Kopf und singen an, uns gegenseitig die ersten Garnituren mit Schnee zu bewerfen. Als wir davon genug hatten, machte einer den Vorschlag, eine Modelpartie zu machen. Stamm hatte er es gesagt, als er mit dem großen Zimmermann Steeden, der unten in einer Ecke stand, losjagte. Ein paar Männer hatten sich darauf geworfen, und nun sagten wir durch den Hof und den Zimmermannsplatz immer durch die döllsten Schneeballsfeus, als wat das Zeug halten wollte.

Und als wir damit fertig waren, sagt wieder einer: „So, nun mol raus auf die Straße!“ Wir waren ja selbstverständlich auch hier alle einig und schleppen mit dat grote Undeert von Steeden los, alle so wie wir aus der warmen Stube herausgekommen waren, ohne Hut und Mütze, ich in Marinuniform, die anderen in schwarzen Anzügen, Kort Hansen, mein Freund, sogar im langschößigen Gehrock, den er sich extra zu Weihnachten hatte machen lassen.

Na, wir trasten ja nun mit dem großen, unhandlichen Steeden oss, schleppten ihn bis an die öffentlichen Auflagen raus, und stellten ihn füchreit ins Fahrwasser.

Kort Hansen setzte sich hinten; er wollte steuern, und ich als Seemann mußte vorn sitzen und dat Fahrwasser peilen. Die anderen waren sozusagen Zwischendeckspassagiere und wurden zwischen uns verstant.

Als nun alles richtig und sachgemäß verstant war, rief ich: „All right!“, und hörte mich geschnitten, ging da de alte Straat hendl, dat dat Hüter achter uns guistern deht.

Zösses, war das eine Fahrt!

Mir schwienet's noch, wenn ich daran denke. Also, mein Freund und Schulkollege Kort Hansen steuerte. Nun hatte er, wie ich schon sagte, einen langschößigen Gehrock an, und die alten, langen Stockhöze fuhren achteraus und flatterten und knallten wie Flaggen an einer Besenqassel.

Dat ging ja kein Minich was an, aber ein alter, großer Röter, einer von den kalbsgroßen, der irgendwo in einem Borgarten herumgelungert hatte, mochte das wohl nicht leiden, denn mit einem gefährlichen Gebläss flog er hinter uns her, kriegte Kort Hansen bei den Stockhözen und sing an, daran zu reißen.

„Minich!“ schrie er nun, „Minich! Holl an! Prems! Dat verdammigte Beest rit mi de Stock intweil!“

Aber er hatte gut rufen von wegen bremsen und anholen. De Steeden wär rein zu doll in die Fahrt, der ließ sich weder bremsen noch anholen, und ratsch ging auch schon der eine der Schöze zum Lenfel, oder vielmehr zum Hund, und ehe der infame Röter, der dobei Kopfheister schoß, wieder zur Besinnung kam und den anderen steigenden Schoß erwischen konnte, waren wir wer weiß wie weit weg.

In fliegender Fahrt kamen wir nun in die Nähe von der Stelle, wo Färber Holland Binders gestreut hatte; das heißt, wir dachten natürlich nicht dran, hätte uns wohl auch nicht viel geholfen, denn der alte Steeden war zu groß und auf der glatten Straße zu doll in Fahrt, als daß wir ihn hätten anhalten können.

Nun, mit einmal werde ich gewahr, wie ein lütt nüdliche Möls, weiß und schier wie die liebe Unschuld, mit 'ne große Kanne voll Bier aus der Wirtschaft zur Sonne kommt, quer über das Trottoir und auf die blizzlanke Straße geht, uns direktemang ins Fahrwasser.

Herre, du meine Güte, was kriegte ich vor 'n Schreck! Nun fing ich an zu schreien; ich wollte achter um de lütt Deern gehen und schrie dem Steuermann Kort Hansen zu: „Kort Steuerbord! — Steuerbord!“ Aber der Minich wußte so viel vom Steuerbord und Backbord wie 'n Dwallhammel von de Declination und gab dem Steeden einen Strich nach Backbord, was zur Folge hatte, daß wir gerade auf die Deern zuliesen.

Und sie trippelt so vorsichtig mit ihr Kraus Bier, damit sie auf die alte glitschige Straße nicht fallen läte, und hatte gar keine Zeit, auf die Mörer und Piraten achtzuhaben, die ihr übersegeln wollten.

Sch schrie nochmal aus lauter Verzweiflung: „Steuerbord!“ Aber es war zu spät, der Zusammenstoß war unvermeidlich. Und bummis, fuhren wir de lütt Deern an die Beine, daß ihre Älze hoch ins Ende flogen und sie mit ihrem rhönen, runden, nüdlichen Achtersteven gerade auf meinen Schoß zu fihen kam.

No, das war nix um g'schmeide zu nehmen, und ich hielt sie gleich Schleswig-Holstein fest umschlingen, damit sie nicht zu Schaden täume. Ihre Kanne mit Bier hielt sie noch hoch in ihren Händen; viel hatte sie nicht daraus verloren. Doch kaum hatten wir diesen neuen Poi sponier an Bord genommen, als wir auf dem Lagerwall vor Färber Holland seine Tür fuhren; die Binders, die der alte Knizhammel da hingestreut hatte.

Das kann ich Euch sagen, niemals in meinem ganzen Leben bin ich so aufgelaufen wie damals. Mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Knoten fuhren wir auf den Lagerwall, und mit einem plötzlichen Ruck blieb unser Fahrzeug stehen. Wir aber, noch im Schwung von zwanzig Knoten Geschwindigkeit, flogen hinter so putter vom Fahrzeug herunter und in den Trest hin ein; alles durch- und mangelnander: Herren, Damen und Bierkrug. Wir in der ersten Staatsgarnitur und de lütt Deern in ihr schiere wilte Kleedasch. Gott binwohr mi noch mol tan, wär dat 'n Leben.

Von dem Lärm aufmerksam geworden, kam Holland mit seiner Tasche aus die Tür, und als sie sahen, daß ihre Michtie mit von die Partie wär, fingen sie an, auf einer gräßlichen Maneer zu pöbeln.

„So 'n alte Deern,“ schrie de Olisch, „föhrt de Steeden mit all die Kerls und schmetzt sich mit j'em in't Trest! — Poi!“

Und Holland: „So 'n entfamigte Deern! Wenn sie sich selbst in't Trest schmeißen tut, von meineswegen so viel wie sie Lust hat! Aber mein schöner Kraus! Und das Bier! Wer ersezt mi dat? Etwa der Pöbel hier, womit die alte Deern sich afgirt?!”

No, wir hatten uns ja währenddessen wieder aufgesammelt. Aber, o Gottegott, wie haben wir aus! Und de lütt Deern in ihr wilte Kleedasch! Sie sah aus, als wenn sie eben durch einen Schornstein geflossen war.

Nun hörte ich aber seine Redensarten vom Pöbel und so weiter, und das stieg mir in die Krone. Ich war kein Pöbel; und die anderen jungen Leute waren alle anständiger Leute Kinder in Gesellschaftsauszügen, wenn sie auch gegenwärtig non drefig waren und ein Stockschloß daran fehlte; aber Pöbel waren sie lange nicht. Als ich also de lütt Deern auf ihre Füße gestellt hatte, trat ich an den Färber heran und sagte ganz höflich, denn ich bin nun einmal immer ein gebildeter Mensch gewesen und war immer für die Höflichkeit, ich sage also: „Ich will Sie man was sagen, Sie Schweinehund, zum Pöbel gehören solche Halunken, die ihren Trest so hinrichmeissen, daß andere Leute da hineinfallen. Und wenn Sie sich nun nicht schlemijst bachwärts ziehen, denn fiaa ich Sie in die Hölle fliegen, Sie fliegende Indigosfresser, Sie!“ Diese Rede verstand er, und da ich in die Hände wußte, als wollte ich gleich darauslosdrehen, so wagte er nichts zu erwidern, sondern zog sich mit seiner besseren Hälfte schlemijst zurück.

Mit meiner Rede von wegen das Fliegen hatte ich ihn aber an seiner allerempfindlichsten Stelle getroffen; er wurde in der Stadt nämlich nie anders als der fliegende Holländer genannt, und zu diesem Namen war er auf folgende Weise gekommen:

Er war immer eine großschnauzige Person gewesen und bildete sich wunder ein, was er vorstellte. Kleine Leute sah er auf der Straße überhaupt nicht, dazu hielt er, der Herr Färber und Zimmernmeister, seine Nase viel zu hoch. Das wurde aber noch viel schlimmer, als er bei die damalige freiwillige Feuerwehr kam und Spritzenmeister wurde. Wenn er dann in seiner Litterka mit den blanken Knöpfen und dem breiten Gürtel um seinen dicken Bauch geschmackt und auf dem Kopf den blanken Helm — Gott binwohr mi! Denn wär in der ganzen Stadt kein Minich, der ihm gleichkäme: er dünkte sich dann ebensoviel wie der Bürgermeister.

Nun gelahab es einmal, daß bei einem Ackerbürger draußen vors Tor Feuer ausgebrochen war. Die Feuerwehr mußte hin, denn die Brandstelle gehörte noch mit zum Bezirk, um Zorge dafür zu tragen, daß auch alles ordentlich herunterbrennen täte; denn mit ihrem Löschkasten war es man sojo und lala. Gewöhnlich war nichts mehr zu retten, wenn Spritzenmeister Holland mit seinem bannig blanken Helm und seine Sprütt ankam.

So auch bei dem Ackerbürger Meier hieb er. Als die Feuerwehr ankam, war schon alles runtergebrannt bis auf die kalten Mauern.

Aber die Feuerwehr war ja nun einmal da und gespritzt mußte werden. Als sie nun eine Zeitlang gespritzt hatten, gebot Holland Holl und gab Order, die Mauern einzurichten.

Und nun begannen sie mit langen Feuerhaken die stehende Mauer umzukippen. Das taten sie, um besser aus Feuer kommen und löschten zu können, wurde gesagt.

Die Seitenmauern waren schon gefallen, und zwei richtig nach dem Feuer hinein, ne sollten ja das Feuer mit ersticken, und nun ging es nach dem letzten noch stehenden Giebel, um den zu Fall zu bringen.

Um die Sache besser übersehen zu können, stellte Holland, der Spritzenmeister, sich auf einen Balken, der in der Mitte auf einem Zimmernbock ruhte und infolgedessen mit dem einen Ende in die Höhe wies. Auf dem niedrigen Ende stand nun Holland und kommandierte wie ein General.

(Zum U.)

Reichsteuern im Mittelalter. In einer Zeit ausgeschlechter Naturalwirtschaft, wie das frühere Mittelalter, war es unmöglich, königliche Beamte anders zu entlohn, als daß man ihnen neben der Auszahlung von Grund und Boden, neben Einkünften aus Höfen und Markttagabgaben, auch allerhand Ausprilche auf persönliche Dienstleistungen ihren Untergebenen aufwies. Besonders lehrreich ist die Art und Weise dieser Besteuerung in den aufblühenden Städten des 11. und 12. Jahrhunderts, weil hier eine verschiedenartige, reich gegliederte Erwerbsaktivität vorhanden war, ganz im Unterschied zum platten Lande, wo ausschließlich Landwirtschaft getrieben wurde.

Dann den schweren Kämpfen, welche die städtischen Bürgerschaften allerorts mit ihren Bischöfen, den königlichen Regierungsbeamten, führten, trat seit dem 12. Jahrhundert das Bedürfnis nach schriftlicher Regierung der bestehenden Rechtsverhältnisse ein. Bei diesen ältesten Stadtrechten handelte es sich in erster Linie um genaue Umgrenzung der bischöflichen Ansprüche und der bürgerlichen Pflichten. Die Stadtherren waren überall geneigt, zu viel zu verlangen, ihre Ansprüche als königliche Beamte in eigentliche Landeshoheit umzuwandeln, die Bürger aber mußten im Interesse von Handel und Gewerbe darauf bedacht sein, sich möglichst allen Dienstleistungen und Naturalabgaben zu entziehen.

Ehe man aber zur Geldwirtschaft überging, war das rein unmöglich, und das Straßburger Stadtrecht aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts zeigt wohl am deutlichsten die für uns heutigen etwas seltsame Art mittelalterlicher Besteuerung und Steuerzahlung.

Wir hören da, daß sämtliche Bürger Straßburgs verpflichtet sind, dem Bischof, als königlichen Regierungsbeamten, 5 Tage im Jahre Frondienste zu leisten. Ausgenommen aber sind alle Münzer, 12 Kürschner, 4 Handschuhmacher, 4 Bäcker, 8 Schuster, alle Sattler, Schmiede, Zimmerleute, Fleischer und Böttcher.

Die Münzer, meist Dienstleute des Bischofs, sind ausgenommen, weil sie sowieso im öffentlichen und bischöflichen Interesse tätig sind. Die 12 Kürschner, 4 Handschuhmacher, 4 Bäcker, 8 Schuster sind vielleicht die Vorsteher dieser Handwerker, aber ständige Lieferanten des bischöflichen Haushalts. — Solche Handwerker und die Kaufleute, die von dem allgemeinen häufigen Hafen ausgenommen sind, aber auch andere, haben besondere berufliche Dienste zu leisten. So müssen z. B. die Kaufleute der Stadt aus ihrer Zahl 24 Gefäße zu Botschaften des Bischofs an seine Männer innerhalb des Bistums 8 mal jährlich auf Kosten des Bischofs stellen; jeder Schmied muß für die Romreise des Bischofs 4, für die Hofreise 2 Hufeisen und die dazu gehörigen Nägel liefern. Die 8 Schuster haben die Futterale für die Leuchter, Decken und Becher des Bischofs zu liefern, wenn er an den Hof des Kaisers oder mit ihm über die Alpen zieht, die 4 Handschuhmacher liefern, was von weissem Leder dabei nötig ist. Die Sattler geben dem Bischof für die Hofreise 2 Säumstättel, für den Romzug 4. Die Schwertseger stehen in beiden Fällen die Schwertter und Helme des ganzen Gefolges und aller täglichen und nötigen Diener des Bischofs in Stand. Die Becherer machen die Becher, die dann nötig werden, auf Kosten des Bischofs, aber ihr Meister liefert das Holz. Die Böttcher liefern für die Hofreise Gejäge für das Bad und die Küche. Dasselbe liefern die Schenken auf Kosten des Bischofs für Kaiser und Kaiserin bei ihrer Anwesenheit in der Stadt. Der Meister gibt das Holz, der Kellerei des Bischofs Reisen und Bänder. Die Pferde des Kaisers oder Königs müssen überall beherbergt werden, während der Bischof das nicht verlangen darf.

Wir sehen, nur in seiner Eigenschaft als Reichsbeamter durfte der Bischof Forderungen an die Bürgerschaft stellen, nur bei seinen amtlichen Reisen sind die verschiedenen Handwerker zu Leistungen verpflichtet, ihre Leistungen sind eben Reichsteuern. Dahin gehört es auch, wenn die Schmiede verpflichtet sind, Säumstätter und Stoffen für die Stadttore herzustellen, denn die Stadt als Burg ist Reichsfestung. Deshalb müssen auch die Schmiede dem Bischof bei Belagerung 300 Pfeile liefern. Alle Leistungen finden wir im 12. Jahrhundert schon fest normiert, und sichtbar ist die Tendenz vorhanden, die Art der Leistung den einzelnen Berufsarten anzupassen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis man diese Leistungen mit Geldsummen ablöste.

e. h.



N. Verard.

Wenn die Glocken das Weihnachtsfest einläuten, wird Möquard Verard, der langjährige Verleger der „Neuen Welt“ und des „Neuen Welt“-Almanachs, der Geschäftsführer der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., 70 Jahre alt. Er wurde am 24. Dezember 1841 in Berlin geboren. Ausgerüstet mit guten Schulkenntnissen, begann er seine berufliche Aus-



Das Ferrer-Denkmal.

bildung als Buchdruckert Lehrling in der Kgl. Geheimen Oberhofdruckerei R. v. Decker. In diesem Geschäft gewann er die Grundlage für eine fachmännische Ausbildung, auf deren Verfehlung er beständig bedacht war. Als er seine Lehrzeit beendet hatte, konditionierte er noch einige Jahre in Berlin und ließ sich dabei die Förderung der Interessen der Buchdruckerhilfsorganisation nachstreben angelegen sein. Im Jahre 1865 oblag er seinem Beruf in Hamburg und während der nächsten Jahre wieder in Berlin und einigen anderen Städten, so auch in Bergedorf bei Hamburg als Korrektor des „Norddeutschen Kurier“ und später als Geschäftsführer der „Bergedorfer Zeitung“. Mit dem Jahre 1876 begann die Tätigkeit unseres alten Freunden in und für Unternehmungen der sozialdemokratischen Partei. Aus der Druckerei der „Hamburger Nachrichten“, wo er zwei Jahre beschäftigt gewesen, trat er als Sefer in die Hamburger Genossenschaftsdruckerei, in deren Verlag das „Hamburg-Altonaer Volksblatt“ erschien, ein. Diese Tätigkeit wurde dadurch unterbrochen, daß er 1877 die Redaktion der in Stiel erschienen „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung“ übernahm. In dieser Stellung zog er sich durch einige Leitartikel, die Polizei, Militärismus usw. kritisch behandelten, acht Wochen Gefängnis zu. Als 1878 das Sozialistengesetz kam, ging das Blatt ein und Verard kehrte in das Hamburger Geschäft zurück, das nunmehr vom Genossen J. C. W. Diepgen übernommen wurde. Nachdem dieser unter dem auf Grund des Sozialistengesetzes über Hamburg verhängten „kleinen Belagerungszustand“ ausgewiesen worden war, fiel Verard die Leitung des Geschäftes unter außerordentlich schwierigen Umständen zu. Klein, unbedeutend nur war das Geschäft, untergebracht in Kellerräumen in der Amelungstraße. Da galt es, auf der Hut zu sein, um den Betrieb über Wasser zu halten, und sich mit den „Aufmerksamkeiten“ der Polizei und Justiz abzufinden. Unterstützt von dem guten Rat und der tatkräftigen Mitwirkung einer kleinen Anzahl wackerer und zuverlässiger Genossen, gelang es unserem Jubilar, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Noch unter dem Sozialistengesetz erfuhr die Druckerei unter Verards Geschäftsführung einen hoherfreudlichen Aufschwung. Das Geschäft sollte in eigene Bauleihheiten in der Großen Theaterstraße überziehen, von wo aus die Entwicklung den imposanten Anfang nahm, den es heute unter der 1890 eingeführten Firma Auer & Co. aufweist. Wer diese Entwicklung kennt, wird unserem alten Freunde mit Freuden zugestehen, daß er um sie große Verdienste sich erworben hat. Und darin liegt auch sein wesentliches Wirken für die Partei. Zähe Ausdauer und Gewissenhaftigkeit, strenge Redlichkeit im Handeln und Streben charakterisieren den Mann, dem diese Zeilen gewidmet sind. Seit 1907 bekleidet er neben seiner Geschäftsführung ein Ehrenamt als Mitglied der Hamburger Bürgerschaft. Seine auch in bürgerlichen Berufsgenossenkreisen anerkannte fachmännische Tüchtigkeit ist durch Tat und Tat vielen anderen Parteiuemeinungen zugute gekommen. In hohem Maße hat er sich die Achtung, die Liebe und das Vertrauen aller derer erworben, die mit ihm geschäftlich, parteiintern und im sonstigen Verkehr zu tun hatten. Möge er noch recht lange dieses Vertrauen genießen und gestützt darauf erfolgreich wirken.

Emil Rosenows Dramen bilden den Inhalt eines umfangreichen Buches (Berlin, H. Essig, Preis 7,50 M.). Herausgeber Chr. Gaede), das gerade der Arbeiterschaft, die den allzufrüher Verstorbenen dauernd in guter Erinnerung halten wird, hochwillkommen sein dürfte. Nur einem der abgedruckten Stücke war es beschieden, die Öffentlichkeit zu erobern: „Vater Lampe“. Aber auch die anderen Dramen, die einen Teil der literarischen Hinterlassenschaft Emil Rosenows bilden, verdienen es, nunmehr nahezu acht Jahre nach dem Tode ihres Verfassers, zum Bühnenspiel erweckt zu werden. Da ist vor allem das vieraktige Bergarbeiterdrama „Die im Schatten leben“, in dem ein wichtiger, sozialer Herzschlag pulsirt. Auch der Einakter „Daheim“ dürfte sicher größerer Volkschichten interessant sein, die die Opferwilligkeit eines stillen Helden zu schätzen wissen. Das vieraktige Schauspiel „Der balzende Auerhahn“ ist weniger tiefdrückend als die anderen Dramen Rosenows. Literarisch interessant sind schließlich die beiden Fragmente „Hoffnung des Vaganten“ und „Prinz Friedrich“, die gleichfalls in dem vorliegenden Dramenbuch enthalten sind.

Die Neue Welt



Illustrierte Beilage

für

Wissenschaft, Belehrung und Unterhaltung

Jahrgang 1911

Hamburg 1911

Verlag der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co.